

# Ein Leben im Flow

Was passiert, wenn sich niemand mehr schlecht fühlen muss? In Julia von Lucadous beeindruckendem dystopischem Debütroman „Die Hochhausspringerin“ wird mit dem Leid auch die Erkenntnis aus der Welt geschafft

VON KATHLEEN HILDBRAND

Wäre es nicht schön, einen Chef zu haben, der einen, statt Überstunden einzufordern, daran erinnert, auch bitte genug zu schlafen? Der sofort nachfragt, wenn man überfordert wirkt, und dann ein paar Mindfulness-Übungen anregt? Und der, ohne zu zögern, den Antrag auf Home-Office genehmigt, wenn man glaubt, zu Hause besser mit der Arbeit voranzukommen? Die Welt, die Julia von Lucadou in ihrem brillanten Debütroman „Die Hochhausspringerin“ beschreibt, liegt in einer nicht allzu weit entfernten Zukunft. In dieser Zukunft gibt es solche Chefs. Und sie ist der reine Horror.

Der Roman spielt in einer generischen globalen Megacity, die geografisch verortet wird. Die Idee, dass man zur Ausbeutung von Angestellten keine Stechuhr braucht, sondern Psychologie, ist längst zur Vollendung gebracht, die Grenze zwischen Führung und Überwachung hat sich aufgelöst. Statt die Leute zur Arbeit zu zwingen, stellt man ihnen offen einsehbare Mitarbeiter-Rankings und Fitness-Tracker zur Verfügung, schon wird aus Konkurrenzkampf eine Möglichkeit zu transparenter Selbsteinschätzung und aus der Kontrolle aller Körperfunktionen eine Hilfe zur Selbstfürsorge.

## Die Hochhausspringerin spricht tatsächlich hauptberuflich von Hochhäusern

Die Hochhausspringerin, die dem Roman seinen Titel gibt, heißt Riva Karnovsky, und sie springt tatsächlich beruflich von Hochhäusern. Das „Highrise Diving“ ist eine Art Hochleistungssportart: ästhetisch beeindruckend, lebensgefährlich und ideologisch aufgeladen. Beim Springen heißt es „Flysuit“, das ist man maximal „bei sich“, ein Mensch gewordener Flow-Zustand. Riva, der Superstar dieser Sportart, hat Millionen Follower und einträgliche Werbeerträge. Jedes Wort, jedes Bild von ihr werden von Sponsoren zu Geld gemacht.

Eines Tages aber steigt Riva aus. Sie hört auf zu trainieren, sitzt nur noch teilnahmslos auf dem Boden ihrer Designerwohnung, lässt ihre Muskeln verkümmern, postet nichts mehr. In dieser unerhörten Krisensituation kommt nun die eigentliche Hauptfigur und Erzählerin des Romans ins Spiel: Hitomi Yoshida, eine junge Wirtschaftspsychologin, soll Riva wieder motivieren. Bald beobachtet sie ihre Klientin über verschleierte Nächte und Nacht. Immer angeregter sucht sie in Rivas Kindheit nach Gründen für diesen provokanten Selbstbott. Aber sie findet nichts. Dass hinter Rivas Nichtstun, man könnte auch sagen: ihrer Depression, eine Form von – Gott behüte – politischer Rebellion stehen könnte, ist für Hitomi unvorstellbar. Riva habe sich doch, so ihr hart erarbeitete, nicht gefunden, ist ihr „Credit



Die Protagonistin, eine Hochhausspringerin, ist so berühmt, dass man einen Drink nach ihr benannt hat. Sie hat einen attraktiven Partner. Und sie hat sich alles, was sie hat, selbst erarbeitet. Ist es nicht das, was man Erfüllung nennt?

Level“ ist hoch. Sie ist so berühmt, dass man einen Drink nach ihr benannt hat. Sie hat einen attraktiven Partner. Und ist das nicht das, was man Erfüllung nennt?

Was Julia von Lucadou Roman so beeindruckend macht, ist die Genauigkeit, mit der sie diese hochglänzende, neue, aber keineswegs komplett fiktive Welt beschreibt. Die Autorin ist promovierte Filmwissenschaftlerin, und man liest diesen Roman, als läfe ein dystopischer Science-Fiction-Film mit perfekter Ausstattung vor dem inneren Auge ab. Jedes Detail sitzt so genau, dass hinter der Makellosigkeit des Textes immer dieselbe Perfidie der Selbstoptimierung zu lauern scheint, um die es ihm geht. Alles in dieser namenlosen Stadt ist auf Erfolg getrimmt. Die Figuren prahlen mit ihrer „Mindfulness-Skala“, die oft beinahe bei hundert Prozent ist. Sie bewerten Dates miteinander hinterher öffentlich mit Punkten, und die Namen der Männer klingen, als führen sie alle nonstop teure Luxusautos: Zeitschmidt, Royce Hung, Hugo M. Raster. Diese Welt ist glanzvoll und meist durchkommerzialisierter,

das Trademark-Symbol, kleines T und kleines M, steht hochgestellt hinter den Namen von Cocktails, Apps, aber auch hinter tröstlichen Standardsätzen wie „Everything is going to be alright“. Welcher Human-Ressourcen-Motivations-Dienstleister sind daran wohl die Rechte gesichert hat?

Die Psychologin Hitomi ist jedenfalls bald nicht mehr „alright“. Als sie in ihrem Auftrag mit Riva zu schreien droht, beginnt ihr Fitness-tracker viel zu hohe Stresswerte anzuzeigen. Sie schläft nicht ein und flüchtet sich zur Beruhigung in die Lektüre eines subversiven Blogs, den sie Junge über sein idyllisches Leben mit seinen „Bioeltern“ schreibt.

Das ist selten: Kinder werden in Lucadous Zukunftsvision nur noch in Ausnahmefällen von ihren biologischen Eltern aufgezogen. Im Roman finden wir sie in Internate, in denen sie von frühesten Kindheit an auf „Castings“ vorbereitet werden, die darüber entscheiden, ob sie ihr Leben später als Leistungsträger der Wissensgesellschaft in den Städten oder als Arbeiter

und Außenseiter in den Peripherien zubringen werden. Julia von Lucadou beschreibt eine hypereffiziente Gesellschaft, in der jeder Leistungsträger weiß, dass er dem Burn-out aktiv vorbeugen muss, um weiter mitspielen zu dürfen. Hitomis Chef ist nicht um ihre Willen besorgt, wenn er ihre Fitness-tracker-Werte überprüft. Er sorgt

## Meditation, Therapie und Wellness sind die Grundlage einer effizienten Arbeitswelt

sich um die Bewahrung ihrer Leistungsfähigkeit. Was auf den ersten Blick aussieht wie ein Kapitalismus mit menschlichem Antlitz, ist in Wahrheit einer, der aus jeder Befreiung des Individuums neue Zwänge erschafft. Der Konzepte wie Meditation, Therapie und Wellness, die den Menschen eigentlich eine Alternative zu den Zwängen der Arbeitswelt bieten sollen, wieder in den Teufelskreis des Funktionierens integriert. Das psychologische Interesse am Menschen hat hier mit Humanismus

und Selbstfürsorge nichts mehr zu tun. Was ist eine Selbsterkenntnis wert, die explizit nur dazu dient, möglichst schnell wieder leistungsbereit zu sein? Wer nachlässt, bekommt in von Lucadous Welt die Genehmigung entzogen, in der Stadt zu wohnen. Die Verlierer müssen raus in die heißen, dreckigen Peripherien. Selbst ein Superstar wie Riva kann sich nicht sicher fühlen. Auch ihr Leben ist jederzeit vom sozialen Abstieg bedroht.

„Die Hochhausspringerin“ zeigt, was passiert, wenn das aufklärerische Potenzial und die Erkenntniskraft seltsichen Leids komplett geignet und wegtherapiert wird. Fast scheint man sich beim Lesen ins Industriezeitalter zurück, als es jenseits des Fließbands noch so etwas wie echte Freizeit – und damit eine Freiheit – gab, die nicht schon wieder im Dienst der Selbstoptimierung stand. Am Ende aber öffnet Julia von Lucadou doch noch eine Tür, zumindest für ein paar ihrer Figuren. Sie führt hinaus aus der perfektionierten Welt aus Glas und Erfolg in den Städten, hinaus in die Peripherien.

# Wie man Schriftsteller wird

Hans Christoph Buch blickt zurück: „Stilleben mit Totenkopf“

„Ein Schriftsteller ist eine Person, die sich der Illusion hingibt, es werde ein weiteres Buch von ihr erwartet.“ Diese erlichenen-De-Be-hauptung des streitredigenden Autors und Literaturprofessors Reinhard Lettau ist nicht nur witziger, sondern auch treffender als viele akademische Definitionen einer Berufsbezeichnung, die ähnlich übereinstimmt wie die des Journalisten. Hans Christoph Buch, der Lettau vor 50 Jahren in Berlin als linken Pressekritiker kennenlernte, stellt die Frage nach dem Wesen des Schriftstellers in den Mittelpunkt des dritten Bandes seiner autobiografischen Romanreihe. „Der Einfachheit halber, beginne ich mit mir selbst“, stellt sich Hans Christoph Buch in „Stilleben mit Totenkopf“ ironisch vor.

Rund vierzig Romane hat der 1944 in Wetzlar geborene Autor und Literaturwissenschaftler veröffentlicht, zahlreiche historische Essays, literarische Aufsätze, Kritiken und Reportagen aus internationalen Krisengebieten, zuletzt aus der Zentralafrikanischen Republik. In seinem neuen Roman untersucht Buch, was ein eigentlich mit dem Autoren macht, und beginnt mit

## Marcel Reich-Ranicki legt die Stirn in Falten, Walter Jens rauft sich die Haare

einem Rückblick auf die Einladung, die ihn selbst zur Gruppe 47 nach Saugau brachte. Er war 19, und das Drumherum interessierte ihn mehr als literaturtheoretische Diskussionen: „Während ich las, sah ich aus den Augenwinkeln heraus, wie der in der ersten Reihe sitzende Marcel Reich-Ranicki die Stirn in bedenkliche Falten legte und sein Nebenmann Walter Jens sich die Haare raufte, was nichts Gutes verheißt.“

Dass Buch dennoch zu einem Autoren wurde, dessen weltumspannende Perspektive in Deutschland ihresgleichen sucht, haben zwei Hauptgründe. In der Kritik überreichte ihn mehr als literaturtheoretische Diskussionen: „Während ich las, sah ich aus den Augenwinkeln heraus, wie der in der ersten Reihe sitzende Marcel Reich-Ranicki die Stirn in bedenkliche Falten legte und sein Nebenmann Walter Jens sich die Haare raufte, was nichts Gutes verheißt.“

Dass Buch dennoch zu einem Autoren wurde, dessen weltumspannende Perspektive in Deutschland ihresgleichen sucht, haben zwei Hauptgründe. In der Kritik überreichte ihn mehr als literaturtheoretische Diskussionen: „Während ich las, sah ich aus den Augenwinkeln heraus, wie der in der ersten Reihe sitzende Marcel Reich-Ranicki die Stirn in bedenkliche Falten legte und sein Nebenmann Walter Jens sich die Haare raufte, was nichts Gutes verheißt.“

Während der berühmten Sitzung in Princeton 1966, als die Gruppe 47 sich längst in eine „Literaturbüro“ verwandelt hatte, auf der Zirkulationsagenten den Marktwert von Texten taxierten“, fand Buchs Betätigung im „Kriegsroman“ nach Hans Magnus Enzensbergers Rede von „gewolltem Leerlauf“ verhindert. Die unkritische Anpassung an den literarischen Betrieb sei ebenso wenig eine realistische Option wie der Aufstieg zum „Kriegsroman“, behauptet Buch. Seinen Texten über die schreibende Zunft ist diese Einstellung äußerst zuträglich. So unpräzisiert, schreiend komisch und freundlich zugewandt liest man selten Texte von Buch.

Während der berühmten Sitzung in Princeton 1966, als die Gruppe 47 sich längst in eine „Literaturbüro“ verwandelt hatte, auf der Zirkulationsagenten den Marktwert von Texten taxierten“, fand Buchs Betätigung im „Kriegsroman“ nach Hans Magnus Enzensbergers Rede von „gewolltem Leerlauf“ verhindert. Die unkritische Anpassung an den literarischen Betrieb sei ebenso wenig eine realistische Option wie der Aufstieg zum „Kriegsroman“, behauptet Buch. Seinen Texten über die schreibende Zunft ist diese Einstellung äußerst zuträglich. So unpräzisiert, schreiend komisch und freundlich zugewandt liest man selten Texte von Buch.

## „Mehr als die Außenwelt interessierte mich, wie ich selbst reagieren würde...“

Buch verknüpft im Rückblick aufschlussreiche Anekdoten mit sehr persönlichen Betrachtungen über das, was ihn als Mensch und Autor geprägt hat. Das beginnt mit den Luftfeinheiten über Wetzlar 1945, die er selbst als Einjähriger, wie alle Deutschen als Opfer und Täter“ miterlebte, und führt über Lektüren – Karl May, Kafka, Musil, Thomas Mann, Proust – und das Schreiben hin zu plötzlichen Entschlüssen, sein Leben zu ändern. Der Wunsch, etwas herauszufinden über die Welt, das er nicht schon vorher wusste, lässt ihn ab 1955 als Kriegsreporter von „einem Krisengebiet ins nächste“ reisen. Neben der politischen Agenda gab es für ihn auch eine persönliche Motivation, den Schreibtisch zu verlassen. „Mehr als die Außenwelt interessierte mich, wie ich selbst reagieren würde auf die kalkulierte Gefahr.“

Den Zusammenhang zwischen Leben und Schreiben führt Hans Christoph Buch unmittelbar vor, ohne dass sein Text je zur bloßen Betrachtung gerät. Die Erinnerungen, die fiktionalen und die faktischen Erlebnisberichte aus verschiedenen Denk- und Weltgedanken liefern spannende Einblicke, wie ein Schriftsteller sich beim Schreiben selbst erschafft, wie Literatur und Leben irgendwann zum Synonym werden. CORNELIUS WÜLLENKEMPER

Hans Christoph Buch: Stilleben mit Totenkopf. Roman. Frankfurt: Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 2018. 249 Seiten, 20 Euro.



Julia von Lucadou: Die Hochhausspringerin. Hanser Berlin, Berlin 2018. 288 Seiten, 19 Euro.

# Blick auf die Lieferkette

Luise Meier streicht Karl Marx das autoritäre „A“ und fragt in „MRX Maschine“, wie sich das innere Proletariat organisieren lässt

Jahrestagen, den runden Geburtstag eines großen Denker zumal, eignet eine eigenwillige Dialektik: Je unterschiedener die Botschaft eines Denkens gefeiert wird, desto unerbitlicher gerät die Aktualitätsbeziehung zur Totenbeschwörung. Je entschiedener sich die Anhänger ereifern, desto deutlicher wird, dass jenes Denken gerade diesen Eifer offenbar bitter nötig hat. Die „Toten Hunde“ – um mit dem großen Jubiläum dieses Jahres zu sprechen – sind meistens eben doch einfach das: tot.

Man hat Marx in diesem Jahr in vielem für aktuell erklärt. Bahnbrechender Analytiker des globalen Finanzkapitalismus soll er sein, oder helllichtiger Kritiker neoliberaler Subjektivierung, und wenn all das nicht, so doch wenigstens ein großer Moralist, der das Unrecht der Welt ohne Unterlass angeprangert habe. Ohne Marx jedenfalls, so würde und wird uns signalisiert, komme keine Kritik der Gegenwart aus.

Nun, so würde Luise Meier hier wahrscheinlich entgegen, vielleicht haben die Laudatoren dieses Jahres den Namen Marx allesamt noch mit einem großen „A“ buchstabiert – mit dem großen „A“ der Autorität. Sie selbst streicht genau dieses autoritäre „A“ und macht aus „Marx“ somit „MRX“: der Groß-Autor wird zur Maschine, zur „MRX-Maschine“. Der Titel ist keine Metapher. „Das ist nicht die Beschreibung der Maschine, das ist die Maschine.“ Die MRX-Maschine soll laufen – das ist ihr einziger Zweck; sie soll sich mit anderen politischen, theoretischen und poetischen Maschinen (Texten, Programmen, Praktiken) verkoppeln und dabei revolutionäre Wirkungen produzieren.

Luise Meier zerlegt das, was ansonsten unter dem Namen Marx zum Großwerk monumentalisiert wird, und setzt es neu zusammen. Das dabei dann auch Ersatz-

teile zum Einsatz kommen, die gerade in der Werkstatt herumlagen und ursprünglich mit Marx nichts zu tun hatten: Was soll? Es zählt allein die Funktionalität der neuen Maschine.

Hier geht es nicht um Wissenschaft, nicht um Historisierung, nicht um Philologie, es geht auch nicht um die reine Lehre. Es geht vielmehr um Poesie in einem weiteren, politischen Sinn: Die MRX-Maschine zielt auf eine Befreiung der politischen Einbildungskraft, die, nur weil sie poetisch verfährt, noch lange keine Kunst, keine bloße Kunst, produzieren muss. Es geht Luise Meier darum, das politische Imaginäre nicht nur in vergangenen Gestaltungen zu

## Im Proletariat findet Meier den verfeimten Teil hinter der Fassade des digitalen Kapitalismus

analysieren – das war die kulturwissenschaftliche Forschungsagenda der abgelaufenen Dekade –, sondern es in der Gegenwart und auf die Gegenwart loszulassen. „Die Kräfte des Rauesches für die Revolution gewinnen“, so hat Walter Benjamin das Programm auf den Punkt gebracht. Luise Meier – bekennende Stuedienabrecherin – behauptet in einem Interview, der Marx’schen Warenformanalyse „rauschhafte Zustände“ zu verdanken, und der Leser ihres Buches glaubt es ihr gern.

Wo die „bürgerlichen“ Marx-Connaisseure des Jubiläumjahres sich dessen persönliche Unfähigkeit im Umgang mit Geld regelmäßig dadurch vergegenwärtigen, dass sie sich süffisant lächelnd die entsprechenden Belege eines Engels vorlesen lassen – so auch bei der vom Bundespräsidenten kuratierten Festveranstaltung zum 200. Geburtstag in Schloss Bellevue –, da

zitiert Meier einen Brief an den Freund Joseph Weydemeyer, der nebenbei auch belegt, dass Marx nicht nur mit den Metamorphosen des Werts, sondern auch mit der Vorstellung vertraut war, selbst Maschine zu werden. „Aber ich muss meinen Zweck durch dick und dünn verfolgen und der bürgerlichen Gesellschaft nicht erlauben, mich in eine money-making machine zu verwandeln.“

Neben der Warenformanalyse, die Meier mit Theorien der Gabe und des Potlachs verschaltet, die sie bei Marcel Mauss und Georges Bataille gefunden hat – das Studium der Ethnologie war dann doch zu etwas gut –, ist es vor allem ein Begriff, der es ihr angetan und der bei den Marx-Feierlichkeiten dieses Jahres sonst nicht im Gedächtnis war: der des Proletariats. Im Proletariat findet Meier den verfeimten Teil, der hinter der schönen Fassade des digitalen Kapitalismus unsichtbar gemacht wird und der auch in der kritischen Auseinandersetzung mit diesem nur allzu oft wieder unter den Tisch zu fallen droht. „Hinter der Sycney des Designers, durch den betörend (L) leuchtenden Screen hindurch einen Blick auf die Lieferkette zu erhaschen“, so fasst die Autorin das Script ihrer MRX-Maschine emblematisch zusammen.

Mit dem Proletariat reanimiert Meier den totesten aller Marx’schen Begriffe, und gerade dadurch wird dieser besonders virulent – oder „ansteckend“, in der Sprache der MRX-Maschine. Dabei geht es Meier nicht um die Identität einer distinkten sozialen Gruppe, sondern um „proletarische Spuren“, die in die Gesellschaft vordringt sind. Wenn wir heute alle ein „unternehmerisches Selbst“ ausbilden müssen, wie es uns die Neoliberalismus-Kritik seit Jahren erklärt – wo ist dann das „inne-

re Proletariat“, das sich von diesem Selbst ausbeuten lässt? Und lässt sich dieses „innere Proletariat“ organisieren? So wie schon das historische Proletariat nach Lenin und Lukács zunächst gegen sich selbst kämpfen musste, gegen den eigenen Opportunismus, um dann erst den Klassenfeind angehen zu können, so stehen hier und heute unser eigener Opportunismus, unser Unternehmertum und unser Sicherheitstreben zur Disposition in einem Klassenkampf, den wir gegen uns selbst zu führen haben: „das Individuum ist nicht Teil des Proletariats, sondern das Proletariat Teil des Produktionsprozesses der eigenen Identität.“

Die versierte Dialektikerin hat von Marx und Guy Debord vor allem den stilistischen Handtrock der Genitiv-Umkehrung gelernt, der erst die Umkehrung aller anderen Verhältnisse (Kapitalismus, Neokolonialismus, Patriarchat) herbeiführen kann. Am Ende schließlich wird die theoretische Bruderherde – Marx, Bataille, Benjamin, Debord – ordentlich aufgemischt. Oder „abgefackelt“, wie Meier in bewusster auch sprachlicher Grenzüberschreitung postuliert. Denn eigentlich ist es Valerie Solanas, die mit ihrem SCUM-Manifesto vor einem halben Jahrhundert schon (fast) alles gesagt hat. Pucking tip – bewusst unterschieden zwischen reflexivem Intransitiv und extrovertiertem Transitiv – ist die authentische Form des Streiks, die dem „inneren Proletariat“ geliebt ist. Verbindlichkeiten nicht einhalten, Arbeit – auch am eigenen Selbst, am eigenen Profil – nicht verzichten, Anforderungen und Ansprüche abfackeln: Das ist, so Meier mokant, „ein anderes Modell als das der Vereinbarkeit von Karriere und Familie oder von Feminismus und Kapitalismus“. Stattdessen sucht und postuliert sie eine Verbindung von

Feminismus und Antikapitalismus, die eben keineswegs selbstverständlich ist. „Und hier wird die „MRX Maschine“ denn auch in einer anderen Debatte des MRX-Jahres virulent: Wo neuerdings linke und rechte Theoretikerstrategen wieder die benachteiligten Klassen entdecken und den „kleinen Mann“ gegen den überstürzten Feminismus und Postkolonialismus identifizieren, um sie in Schutz nehmen, da verbindet Meier diese Kämpfe auch theoretisch, indem sie zeigt, wie Sexismus, Rassismus und Ausbeutung in den weltweiten Produktions- und Lieferketten ohnehin verknüpft sind, von den Minenschächten und fensterlosen Fabriken des globalen Südens bis in den Servicekräften der Metropolen.

Feminismus und Postkolonialismus sind nicht automatisch antikapitalistisch. Aber wo sie antikapitalistisch auftreten, da werden ihre Kämpfe zu proletarischen Kämpfen, zu Kämpfen des globalen Proletariats gegen seine eigenen Konstitutionsbedingungen. Nicht, das es bei all dem nicht jede Menge zu diskutieren gäbe. Gerade umgekehrt: Dass dieses Buch uns in atemberaubender Virtuosität so viel Stoff zum Diskutieren geradezu hinschleudert, das ist das Großartige an dieser „MRX Maschine“. PATRICK EIDEN-OPPE



Luise Meier: MRX Maschine. Matthes & Seitz, Berlin 2018. 208 Seiten, 14 Euro.